

Thomas Ernst (1999):

MÜLHEIM AN DER RUHR. Sympathisch suizidal

Geographisch liegt Mülheim an der Ruhr zwar im Ruhrgebiet - eigentlich aber ist diese Stadt ein Niemandstal der Ahnungslosen, westlicherseits. Die Autobahnen machen einen großen Bogen um die Stadt und alle wichtigen Züge ersparen sich den Halt im Mülheimer Bahnhof, der folglich etwa genauso groß ist wie der von Bad Kleinen. Doch noch nicht einmal Terroristen verschlägt es hierher...

Und für die Durchreisenden bleibt das Bahnhofsschild nur als undeutlicher Fetzen hinter der Fensterscheibe erkennbar - weshalb sich wohl nie etwas daran ändern wird, dass außerhalb der Stadtgrenzen nahezu jeder Mensch sich die Mühe macht, nach dem „Ü“ im Stadtnamen noch den überflüssigen Dehnungsgehilfen „H“ einzuschieben. Der Versuch der Einheimischen, durch die offizielle Ergänzung „an der Ruhr“ zumindest zwei Worte hinzuzufügen, die niemand verkehrt schreiben kann, offenbart sogleich etwas von der hilflosen wie eigenbrötlerischen Natur der Stadtbewohner.

Mülheim hat mit dem restlichen Ruhrgebiet nichts zu tun. Würde man das Kaff von jetzt auf gleich in eine mecklenburg-vorpommersche Tiefebene beamen, es würde vermutlich bis zum nächsten Heimspiel des FC Schalke 04 dauern, bis einer seiner Bewohner das überhaupt merkt. Man bleibt unter sich und hat zu diesem Zwecke direkt hinter dem Hauptbahnhof vier Hochhäuser gebaut, die in ihrer durchdringenden Hässlichkeit zur Abschreckung aller Fremdlinge dienen und nach systematischen Plänen wöchentlich eingedreht werden. Als zweiter Puffer gegen fremde Gäste dient die Innenstadt, deren Atmosphäre an umgekippte Hinterhof-Mülltonnen erinnert.

Vorsichtshalber haben die Einheimischen sich auch ihrer einzigen drei Sehenswürdigkeiten beraubt: Der schiefe Turm der Petrikirche wurde - ordnungshalber - durch einen geraden ersetzt. Und sollte tatsächlich jemand durch die Innenstadt bis zum Ruhrtal gelangen, dem einstmals einzigen gerade noch erquicklichen und stillen Örtchen, das die Stadt zu bieten hatte, so haben die Verantwortlichen auch hier ganze Arbeit geleistet: Seit 1972 wird das idyllische Ruhrtal im Süden von einer wuchtigen Autobahnbrücke zerschnitten, die die Kleinbürger damals als Wunderwerk der Technik bestaunten. Und Spaziergänger können heute den ein oder anderen Selbstmörder in der Flugphase betrachten. Oder ggf. von ihm erschlagen werden, je nach Position und Windrichtung.

Außerdem wurde vor einigen Dekaden die Kettenbrücke über die Ruhr beseitigt und durch eine langweilige, aber halt tragfähigere Variante ersetzt. Die kennzeichnet zugleich jene Stelle, wo an einer

besonders seichten und daher zwecks Überquerung der Ruhr günstigen Stelle einst die ersten Häuser von Mulinhem entstanden, was die Häuser der Stadt Mülheim auch heute noch als bloße Brücken-Geschwulst entlarvt.

Die neue Brücke wurde dann im Zweiten Weltkrieg kaputt gemacht und das fanden die Mülheimer ziemlich doof. Allerdings waren sie daran nicht gerade unbeteiligt: Die Großindustriellen Emil Kirdorf, Fritz Thyssen und Hugo Stinnes jun. unterstützten recht erfolgreich einen wirren, schnurrbärtigen Österreicher. Als der tatsächlich die Macht übernahm, wurde hier selbstredend eine Hauptstraße nach Adolf Hitler benannt und ebendieser hatte ein eigenes Zimmer in Mülheim, weil er oft hierher kam, um sich für die großzügige Unterstützung seiner willigen industriellen Helfer zu bedanken. Die Mülheimer wussten, was sie ihren Finanzern schuldig waren: 1933 erhielt die NSDAP sowohl bei der Reichstags- als auch bei der Kommunalwahl die besten Ergebnisse aller Ruhrgebietsstädte. Und Dr. Werner Best, u.a. stellvertretender Gestapoleiter in Berlin, dem in einer über tausendseitigen Anklageschrift insgesamt 8.700 Morde vorgeworfen wurden, konnte ab 1953 wieder als Justitiar bei Stinnes arbeiten, ohne dass sich jemand daran gestört hätte. Als dann 1982 der Prozess gegen ihn eröffnet wurde, war er halt krank geworden - kein Wunder nach dem langen Aufenthalt in dieser Stadt. Gegenwärtig hat man hier mit der weitaus geringsten Arbeitslosenquote des Ruhrgebiets zu schmuse - vor allem dank der Arbeitsplätze der Firmen Thyssen und Stinnes. Und der Platz, an dem vom 9. auf den 10. November 1933 in vorbildlicher Art und Weise die hiesige Synagoge beseitigt wurde, wurde bis vor kurzem noch nach der Siegesgöttin „Viktoria“ benannt. Heute steht dort ein Gebäude der Stadtparkasse - und jährlich zeigen die Abiturienten an ihrem letzten Schultag die Früchte des Mülheimer Geschichtsunterrichts: Mit der Leerung und Zerstörung ihrer Bier- und Weinflaschen gedenken sie der damaligen „Kristallnacht“ ihrer Großväter. Tradition bleibt gewahrt.

Ansonsten verbrachten die Mülheimer die Nachkriegsjahre damit, ein paar Schreibmaschinen in den Rathausturm zu stellen und sich nun des einzigen Büromuseums der Welt zu rühmen. Außerdem wird alle fünf Jahre von der SPD die Einkaufsmeile Schloßstraße umgebaut, damit die ortsansässigen Bauindustriellen sich die Mitgliedschaft im neugegründeten Golfclub Selbeck leisten können. Schön ist die Betonpassage dennoch nie geworden - der Golfplatz aber sieht ganz passabel aus.

Ein weiteres Hobby der Mülheimer ist es, sich trotz aller offensichtlichen Mauseheleien von der SPD regieren zu lassen. Erst vor wenigen Jahren kungelte die langjährige Oberbürgermeisterin Güllenstern so offensichtlich günstige private Verträge mit der Ortsparkasse aus - deren Aufsichtsrat sie selbstredend angehörte -, dass es drei Wochen vor der Kommunalwahl der Volksseele doch zu viel

wurde. Seither regiert ein schwarz-grüner Stadtrat. Geändert hat sich nix - und die Schloßstraße ist gerade wieder eine Baustelle.

Eine Geschichte ist aber doch bemerkenswert: Mülheims neuer Oberbürgermeister Specht, ein radelnder Polizist, der an die Macht kam wie Lothar Matthäus an die Berühmtheit, sah sich in einer seiner ersten Amtshandlungen gezwungen, den Mülheimer Dramatikerpreis verleihen zu müssen. Dass er im Eifer des Gefechtes die Urkunde jedoch nicht dem hinter ihm verweilenden Einar Schleef, sondern dem vor ihm stehenden WDR-Hörfunkjournalisten in die Hand drückte, ist kennzeichnend für die kulturelle Ahnungslosigkeit der Mülheimer.

Jemand wie Christoph Schlingensief kann sich hier wirklich wohl fühlen: „Mülheim hat einfach eine Mordsvergangenheit. (...) Die Mülheimer haben da eine Art entwickelt mit der Selbstmörderbrücke im Hintergrund, die ich sehr mag.“ Dass dann noch eine „singende Herrentorte“ namens Helge Schneider über „Katzenklo´s“ und „Sausackpillemannarschlöcher“ philosophiert, passt da nur zu gut. Schließlich laufen und liefen davon einige hier rum.

Die Bemühungen Mülheims, Anfang der 70er im Zuge der Bildungsreform Sitz einer Gesamthochschule zu werden, blieben logischerweise erfolglos. Keine Perlen vor die Säue. Leid tun einem nur die Bewohner der zwei Studierenden-Wohnhäuser der Duisburger Gesamthochschule, die sich auf Mülheimer Gebiet verirrt haben. Die Armen werden tagtäglich mit Mülheimer Kultur konfrontiert, wohnen sie doch gezwungenermaßen mitten im Vergnügungsviertel „Monning“, wo sich der echte Mülheimer „Bei Uschi“ viele Biere und am Straßenrand eine Frau besorgt. Ansonsten passiert hier nichts. Selbst wenn der - gewiss übertriebene - Werbeslogan des Initiativkreises Ruhrgebiet – „Der Pott kocht“ phonetisch nur leicht verändert würde, so wäre auch diese wohlwollendere zweite Version – „Der Kot pocht“ eine schamlose Übertreibung. Hier pocht nix!

Um 1800 war Mülheim noch die zweitgrößte Stadt des Ruhrgebiets, knapp hinter Duisburg, noch vor Essen und weit vor Dortmund. Heute ist selbst Oberhausen, das damals noch gar nicht existierte, größer als die selbsternannte „sympathische Stadt an der Ruhr“. Vielleicht ist Mülheim in weiteren zweihundert Jahren ja völlig verschwunden, wer weiß. In Deutschland würde es sowieso niemand merken.

[Dieser Text wurde veröffentlicht in: Jürgen Roth/Rayk Wieland (Hg.): Öde Orte 2. Neue ausgesuchte Stadtkritiken: von Aalen bis zur Zugspitze. Leipzig: Reclam, 1999. S. 177-179.]